

(Nachdruck verboten.)

1)

## Marusia.

Von W. G. Korolenko.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Anna Schapire.

I.

Wir ritten durch das Thal Amgi. Unsrer Pferde trabten gemächlich in den Furchen des Wegs.

Die Wege sind in Sibirien anders als in Rußland. Dort schaffen die Räder ein gleichmäßiges breites Band, das sich durch die grüne Ebene schlängelt; die Wege in Sibirien werden nur durch Pferdehufe getreten. Zwei tiefe staubige Furchen, durch einen schmalen grünen Rasenstreifen getrennt, liegen in der Mitte und zeichnen sich gleichmäßig in scharfer Linie ab. Wenn zwei Wanderer zusammen des Wegs ziehen, reiten sie langsam nebeneinander her und besprechen die letzten Ereignisse, die Heuernte oder die letzte Anwesenheit eines hohen Beamten. Drei reisen selten zusammen, und wenn's mal gar vier sind, so bilden sie zwei Paare, die hintereinander reiten. Darum sind auch die Seitenfurchen weder so breit, noch so tief wie die in der Mitte.

Der Weg, den wir an einem schönen klaren Junitage ritten, war verhältnismäßig sehr gut und breit; sechs Furchen von verschiedener Tiefe liefen durch die breiten, fetten Wiesengründe dahin, bis sie sich im weiten Horizont, der vor uns lag, verloren.

Das Gras stand herrlich in diesem Jahr. Von einem Jakuten, der uns entgegenritt, bemerkten wir erst bei einer Biegung des Wegs die spitze Mütze und die hohen, abstehenden Ärmel der Jacke, der Kopf des Pferdes erschien nur von Zeit zu Zeit über der grünen Mauer. Er erreichte uns, wir tauschten den üblichen Gruß, dann gab er seinem Pferde die Sporen und verschwand wieder zwischen den schaukelnden Wellen des grünen Wiesenmeers.

Es wurde noch stiller und einsamer. Die Sonne stand hinter einer fernen Bergkette, selbst im Sommer fallen ihre Strahlen hier schräg, aber sie wärmen den ganzen Tag. Die Sonne geht fast an derselben Stelle auf und unter, der gleichmäßig ruhig erwärmte Boden kühl kaum merklich des Nachts ab; die Nacht ist kurz und hell mit feuchten Nebeln am Morgen. Mittags ist auch der nordische Sommer schwül und dumpf, und eine eigne Schönheit liegt dann über ihm, still und schwermütig.

Die weiten Berge zerfloßen in einem bläulichen Nebel, wie erschöpft schauten sie aus. Ein leichter Wind bewegte das dicke Gras mit seinen bunten Farbensplecken, der Wiesenlee blühte und unzählige weiße und gelbe Köpfchen strebten empor. Unsrer ungezäumten Pferde brauchten nur den Kopf zu wenden, um ganze Büschel saftigen Grases vom Raine zu rupfen, es stand so hoch, daß sie sich nicht einmal zu bücken brauchten, und so liefen sie weiter mit herrlichen, wehenden Sträußen zwischen den hohen Rippen. Hier und da tauchten kleine Seen vor uns auf, wie Stückchen blauen Himmels, die auf die Erde gefallen und jetzt ganz still daliegen, eingerahmt von den smaragdartigen Wiesen.

Wir ritten an einer kleinen Gruppe von Hütten vorüber, die auf einem niedrigen Hügel an einem See zerstreut lagen; dann nahm uns wieder die grüne Steppe auf. Der Weg wurde schmaler, die Seitenfurchen schwächer und das Gras in der Mitte noch höher und schöner. Das Thal fiel langsam gegen das Ufer eines Flusses ab. Die Berge des jenseitigen Ufers verloren ihre Nebelformen und traten uns näher mit ihren nackten Spitzen und steilen Hängen, die oft mit den Wipfeln von Bärchen gekrönt waren. Auch die Hügel zur Linken näherten sich uns, schmale Wiesenründe lagen dazwischen, durch die sich die kleinen Flüsse des Amginsker-Gebiets schlängelten. An ihnen weideten „frei und unbewacht“ die Stutenheerden, die den jakutischen „Helden“ gehörten, den Stammesältesten, die auch hier in dieser fast jungfräulichen Natur es verstanden hatten, den besten Boden zu usurpieren.

Einer dieser „Helden“ ritt an uns vorüber. Er saß auf einem hohen Sattel und sah in seiner Büschjade und der

Mütze aus Luchsfell wie ein unförmiger wandernder Turm aus. Zwei magere Dscherenassy, Bettler, so etwas in der Art von Leibeigenen oder Geißeln, die man wegen Schulden zurückbehält, liefen hüpfend neben ihm her. Sie begleiteten den „Helden“ von ihrer Hütte zur nächsten, wo eben solche unglückliche Teufel wohnten; der „Held“ hielt Heerschau über seine Menschen und Heerden.

Von Zeit zu Zeit hörten wir den dumpfen Tritt von zahlreichen Pferdehufen, und die Herde sprang uns entgegen, angezogen von dem Schnauben und Wiehern unsrer Pferde. Die Stuten waren von dem fetten Grase wild und übermütig geworden und mit schnaubenden Rüstern und unter lebhaftem Wiehern bekundeten sie uns ihre Neugierde. Aber dann streckte der Hengst den geschmeidigen Hals aus wie ein Gänserich, die lange Mähne schleifte beinahe am Boden und in einem großen Bogen trieb er seine Herde zurück. Die Stuten duckten sich und ließen sich scheinbar erschrecken über den Fluß zurückjagen, in die Schlupfwinkel der Bergriffe; der wachsame Hengst aber kehrte zurück und näherte sich uns drohend, mit fliegender Mähne, mißtrauisch unsrer weiteren Pläne verfolgend. Unsrer Pferde zitterten vor Begierde, diese Freundschafts- und Feindschaftsbezeugungen zu erwidern; wir mußten oft ihre Seiten mit den kurzen Peitschen berühren, während der Hengst uns eine halbe Werst begleitete, um dann fröhlich und stolz wiehernd zu seinen Stuten zurückzukehren.

Dann senkten unsre Pferde langsam die Köpfe und langsam und schwermütig trabten sie weiter zwischen den herrlichen einsamen Wiesen; und uns wurde noch schwerer zu Mute; die stille Schönheit dieser einsamen Natur bedrückte uns noch mehr, ihr Schweigen hüllte sich mit Silbern und Blümschen, schattenhaft und undeutlich wie der Nebel. Der Blick suchte unruhig in den schweifenden Fernen, aber nichts fand er als den trägen Rauch einer Hütte, oder von einem Hügel bläute rätselhaft ein jakutisches Grabmal herab, ein kleines vieredriges Balkengefüge, wie eine Bauernhütte mit hohem Kreuz darauf.

II.

„Schauen Sie“, sagte plötzlich mein Gefährte und zog die Zügel seines Pferdes an.

Wir ritten schon seit einer ganzen Weile über einen schmalen Weg, wo zwei, drei Furchen sich kaum vom Grün der Wiesen abhoben. Wir waren von dem richtigen Wege abgekommen, kümmerten uns aber nicht weiter darum, denn die nahen Berge konnten uns bequem einen Kompaß ersetzen. Jetzt lag ein junges hellgrünes Wäldchen vor uns, hinter dessen Wipfeln die Kreideseifen verschwanden. Die ausgetretenen Furchen mündeten plötzlich in einen Raum, der von zwei Seiten eingezäunt war. An manchen Stellen war der Zaun sogar geflochten, was wir hier im Norden noch nie bemerkt hatten; von der grünen Mauer des Wäldchens hob sich ein leichter Rauch ab.

Wir sahen uns erstaunt um. Weiden sind zwar ein seltener, aber doch kein ungewohnter Anblick in den Jakutendistrikten, aber Gärten kennen auch die Jakuten nicht. Hier und da freilich hatten wir auf unsren Wanderungen hohe Zäune gefunden, die sorgfältig ein Stückchen Wiesengrund umgaben. Als ich zum erstenmal so einen eingezäunten Fleck Erde sah, meilenweit entfernt von jeder Behausung, hatte ich geglaubt, daß es ein Friedhof sei oder ein altes Heiligtum aus der Heidenzeit, das man sorgfältig vor fremden Augen versteckte. Aber ich wurde eines Besseren belehrt; es waren wirklich Gärten, gleichzeitig auch eine Art Friedhöfe für gute administrative Maßregeln. Vor Jahr und Tag hatte ein Gouverneur, ein gutmütiger Deutscher, der ein großer Kenner und Liebhaber des Gartenbaus gewesen war, durch höchst eigenhändige und strenge Cirkulare die Anlegung von Gemüsegärten in allen Ansiedelungen befohlen. Die Jakuten hatten den Befehl einer hohen Obrigkeit pünktlich erfüllt, d. h. sie hatten ein Stück Boden sorgfältig eingezäunt, mit den stärksten Brettern, die sie auffinden konnten; dann hatten sie einen verschließbaren Eingang hergestellt und den Schlüssel feierlich einer Amtsperson übergeben. Aber weiter war die Sache nicht gediehen. Der Gouverneur ist längst nicht mehr da, aber die noch immer sorgfältig erhaltenen Zäune sind ein beredtes Zeugnis für seine glänzenden Fähigkeiten



und die Sorgfalt, mit der er sein Amt verwaltete. Die Spuren der Wege und Beete sind freilich längst unter der außerordentlich üppigen Vegetation von Wilsenkraut und Disteln verschwunden, die hinter den hohen Zäunen einen willkommenen Schutz gegen den Wiesenwind gefunden haben.

Jetzt sahen wir mit Erstaunen einen weiten und prächtig gehaltenen Gemüsegarten vor uns. Auf den hohen Beeten zogen sich in gleichmäßigen Reihen die grünen Kartoffelstauden hin und die lockigen Büschel der Mohrrübe. In seichten Rinnen, die noch schwärzlich glänzten — sie mußten eben begossen worden sein — saßen blagelbe Kohlköpfe, und an sorgfältig in die Erde gesteckten Stangen leitterten die Erbsen empor. In dem eingefriedeten Raum eines primitiven Mistbeets lagen weitgestreckte Gurkenpflanzungen; sie wurden offenbar sorgfältig vor den kurzen, aber oft scharfen Morgenfrösten geschützt, die selbst im Hochsommer die Frucht in der letzten halben Stunde vor Sonnenaufgang gänzlich verderben können. In der Nähe lag ein kleines mit Winterjaat bestelltes Feld.

Aber am meisten wunderten wir uns über die Hütte, die in der Mitte dieses Zaubergartens lag. Das war weder eine japanische Jurte mit schiefen Wänden, noch ein sibirisches Haus mit vieredigem Balkengehäuge und plattem Erddach, sondern eine echte kleinrussische Hütte mit spitzem Strohdach und sauber getünchten Wänden. Nur durch die Fenster, deren Scheiben teilweise aus Glimmer und teilweise aus Glassplittern bestanden, die in sorgfältig geschnittenen Rahmen aus Birkenrinde steckten, unterschied sich das Häuschen von irgend einer Hütte aus dem Tschernigowaker oder Goltawster Gouvernement. Das erstaunte Auge suchte unwillkürlich nach dem Wagenrad und dem Storchneß auf dem Dache und nach der hohen Stange des Ziehbrunnens. Aber statt der Störche flogen nördliche Adler, wie kleine Fohlen schreiend durch die Luft und ein Ziehbrunnen schien nicht nötig. Unweit der Hütte lag ein kleiner See, auf dessen glatter Fläche sich der klare Himmel spiegelte. In seiner Mitte lagen wie ein nachlässig hingeworfener Klumpen einige Dutzend Enten, sie hatten die Köpfe sorglos unter die Flügel gesteckt. Die Enten waren wild und der Wald bestand aus sibirischen Laubbäumen.

Mein Gefährte, ein geborner Kleinrusse, hob sich leicht im Sattel, und ich sah, wie eine plöbliche Röte über sein von Wind und Wetter gebräuntes Gesicht fuhr. Er blickte umher, aber kein Mensch war zu sehen.

Der Wind spielte mit dem Strohdach und in den Zweigen der Bäume, nur das klägliche Schreien eines kleinen Falken oder eines Geiers unterbrach das große Schweigen. Wie eine Fata Morgana sah das kleinrussische Bild vor uns aus, eine kleine Bewegung und es mußte zerfließen wie ein Nebelgebilde.

„Hallo, wer glaubt hier an Gott!“ rief mein Gefährte in seiner Muttersprache. Ich hörte ihn zum erstenmal kleinrussisch sprechen.

Hinter dem Zaun, in unsrer unmittelbaren Nähe raschelte etwas.

„Oj Licho,“ antwortete eine fast erschrockene Frauenstimme, und ein mageres, junges Gesicht mit schwarzen Augen tauchte hinter dem Flechtwerk auf. Das Gesicht war gebräunt, das Kopftuch auf kleinrussische Art geknüpft und die raschen, lebhaften Augen schauten uns halb neugierig, halb erschrocken an. Die unbekanntem Gesalten hatten ihr augenscheinlich Furcht eingeflößt, und sie hatte sich hinter dem Zaun versteckt, um von den ungebeten Gästen nicht bemerkt zu werden.

„Seid frisch und munter!“ sagte mein Gefährte lustig.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Werter Weihnachtsmann!

Verdenken kann ich's Dir nicht, daß Du diesmal nicht persönlich bei uns Menschenkindern revidieren magst, ob sie sich ihre Weihnachtsen auch verdient haben. Wie auch schon lieber tausend Meilen hinter der Ewigkeit im Tannendickicht verborgen, richtete mir Eichhörnchen und Nebe ab und läge der schönen reinen Kunst ob, Schneesterne und Raubreif zierlich zu formen. Indessen ich bin nun einmal an und in die Tinte geraten, muß Gedanken auf Stahlfedern spieglein und meine Galle mit möglichster grammatikalischer Zuverlässigkeit zu Papier bringen. Und weil es auf ein bißchen mehr oder minder Schreiberei nicht ankommt, will ich Dir auch Meinen

Wunsch nicht abschlagen und Dir berichten, ob es die Sterblichen hener wert sind, daß Du Deiner Gaben — meine kleine Hülde sagt immer Gabel — Fülle über sie ergießest.

Ah, mein verehrter Gömmer, ich bin neugierig, ob es meine Brüder wirklich wagen werden, die Weihnachtsaloden zu läuten, vom Frieden auf Erden zu lassen und die große, wunderbare Heilsbotenschaft zu künden. Die Heuchelei wäre gar zu unver-schämmt. Sie haben ganz andre Gedanken und ihre Begierde lechzt nach Blut, Raub, Verwüstung. Willst Du ihren Gesinnung treffen, so schenke ihnen nur viele, viele Krupplanonen mit automatischer Musik, die im Augenblick der Entladung gewaltig das Lied psalmen: Ich bete an die Macht der Liebe. . . . Sonst wünschen sie nichts und verdienen auch nichts andres. Pilgere getrost, zum Christfest, noch tausend Meilen weiter hinter die Ewigkeit, damit Dich Deine Gutherzigkeit, Alter, nicht verführe, dennoch uns zu beschern.

Ich will Dir einige Weihnachtsgeschichten erzählen, um Dir einen Begriff von unsrer Zeit zu geben. Kommt Du Moabit? Da ist ein großes Haus mit vielen Gängen und Sälen — das ist eine ungeheure Seelenwaschanstalt. Was sonst die Nächte und die Mauern herbergen, wird dort offenbar. Alle Hüllen werden hier geprenzt und alles Vieh weidet nackt. Jetzt haust Sternberg in diesem Gebäude, ein feiner und reicher Mann, mit den höchsten Verbindungen, ein Millionär, sage ich Dir. Ganz Deutschland beschäftigt sich mit dem Menschen und Verium thut nichts andres, als Wiße über ihn zu erlernen. Und doch ist dieser Sternberg nur ein elender Knecht, der von den rohesten, schmutzigsten und blödesten Trieben gemartert wird, ein Sklave gemeiner, sinnlicher Luste. Aber der Sternberg ist ein Millionär und nun wirkt er wie ein Nierenmagnet, der alles an sich reißt und vernichtet. Durstige Kinder, reizlos und weilt, die niemals unbesledies Empfinden gekannt haben, verlogene Diener, wüste Kupplerinnen, feile Schmarozger werden ihm unterthan. Seine Millionen öffnen jede Thür, verderben jede Scham, zerstören alles Pflichtbewußtsein, werden ihm ein Heer von gefälligen Freunden und Agenten, die vor keinem Vergehen zurückschrecken, machen Beamte zu Gehlern der Schande — die Springflut eines Sumpfs! Nichts von Schönheit, von orgastischer Lebenssteigerung, von großer brennender geistlicher Leidenschaft, — nur das Niedrigste, Ekelhafteste, Stumpfsinnigste wird aufgeschichtet, die Millionengeißel heßt die Verwesung. Und diese Springflut des Schmutzes steigt unablässig, steigt über die ehrbaren Häuser des gutbürgerlichen Familienlebens und begräbt alles in einem Mästrom des Stots.

Das wirken die paar Millionen eines einzelnen Mannes, welche Verderbnis müssen erst die Milliarden der zur Weltplünderung organisierten Gesellschaft hervorbringen! . . .

Ein alter Mann reist durch die Staaten Europas. Er klopft hilslos an die Pforten der Schlösser, an die Portale der Präsidenten-Hotels. Eben noch war er das gefeierte Oberhaupt eines freien Staats. Als vor ein paar Jahren sein Volk von einem zudringlichen Müdenschwarm belästigt wurde, da bot man ihm allüberall kräftige Fäuste und blanke Schwerter zur Hilfe an. Es bedurfte der Unterstützung der begeistert von Stammesverwandtschaft, Blutsbrüderlichkeit und Freiheit phrasierende nicht. Jetzt ist eine Horde von Raubtieren in das Land gefallen; die reiche Beute hat sie gelodt. Hundert warfen sich auf einen. Das hüfende Reich wurde zur Einöde, in heldenmütigen Kämpfe fielen die Verteidiger des Vaterlandes. Die Leichen der Besten und Stärksten bedeckten den Boden. Da, in der höchsten Not, erinnerte sich der alte Mann, der das Land in seinem Glücke verwaltete, der Freunde, die ihn und sein Volk einst feierten und ihm Hilfe boten, wo keine Gefahr war. Ihm Krüger ging auf die Reise und suchte um Schutz und Rettung. Aber die braven Schwärmer bedachten bei sich, daß es gefährlicher sei, gegen Raubtiere zu kämpfen als Mäiden zu jagen, und sie senkten verlegen die Augen, zuckten die Achseln und gaben dem Armen ein wohlwollendes Empfehlungsschreiben an den lieben Gott; der räche alle Schuld auf Erden, wenn auch manchmal erst nach 1500 Jahren. Die Fäuste barg man unter den Rockschößen, die Schwerter schloß man sauberlich ein und empfahl dafür den Rettungssuchenden der Gnade des Himmels. Kein Staat fällt sich in seinem Interesse bedroht, wenn man gegen ihn die Allmacht Gottes aufruft; nur Kanonen darf man nicht auf-fahren, das duldet niemand, ja selbst ein gerechtes Wort der Vermittelung gilt als schwerer Eingriff in fremde Rechte. Ihm Krüger sucht vergebens, den Untergang seines Volks aufzuhalten. Die Christzeit sieht das ungeheure Schauspiel eines an der Raubthat gewaltthätigen Krämerturns sterbenden Volks. Die ewige Liebe währt auch im Leben der Staaten nur sechs Wochen, und die geistern am lautesten unverbüßliche Treue schwuren, lassen sich heute ver-leugnen, sie sind nicht zu Hause, wenn der Abgott als Bettler an-klopft.

Gleichermaßen, trotz aller Schauer und Schrecken des unabwendbaren Untergangs, besser ist es Opfer als Mörder zu sein. Doerelos tragen alle Unterdrückten und Mißhandelten, Völker, Klassen, Individuen. Auch die Ausgebeuteten der Arbeit kämpfen für den heiligen Mutterboden das Heimatland unveräußerlicher Menschenrechte. Auch sie fallen, vorgeit, in diesem Kampfe der Verzweiflung und Hoffnung, einer nach dem andren — unter den Geschossen der unersättlichen Raubsucht. Auch sie ziehen es vor, in Würde lieber unterzugehen, den Siegerstrahl der Zukunft in dem sterbenden Geist, als feig sich zu unterwerfen und das Edelste zu verraten. Überall wird der Guerillakrieg der Doeren gelämpft,



wo die Gewalt das freie Menschentum niedertreibt, und alle diese Fallenden und Preisgegebenen sind doch die Fürsten der Welt...

„Begreift Du nun, mein lieber Weihnachtsmann, daß Du Dir diesmal den Weg zu uns ersparen kannst? Jenen Mißhandelten kannst Du doch nicht helfen und die andren brauchen Deine Gunst nicht. Sie rauben sich alles selber, wonach ihr Herz sieht, sie benötigen nicht Deine Freigebigkeit und Güte, sie haben ja Kanonen, Flinten und Gold, wenn es sie nach Geschenken gelüftet.“

„Weißt Du auch in Deinem stillen Weltfrieden, tausend Meilen hinter der Ewigkeit, zähne Dir die Tiere des Dickichts und forme Schneefesterne und Raubreif. Indessen wenn Du doch durchaus zu den Menschen kommen willst, so will ich Dir im Vertrauen gestehen: Ich kenne vier Kinder. Sie sind gar nicht artig und gar nicht wohl-erzogen. Aber sie freuen sich über ihr Leben und glauben an den Weihnachtsmann. Sie heißen Reinhard, Ilse, Hilde und Eva. Die Mädels haben dem großen Bruder einen gemeinsamen Wunschzettel unterbreitet, den ich Dir hiermit zur geneigten Kenntnisnahme unterbreite:

ein Färdestahl Mit heu Voten Und Lützler.

Eine Puppenkuche mit Leitung und eine siehleiter.

Und eine Puppe zum an und ausziehen.

Vadewane hauttuch Seife und Ein Schwam ein ohsen, Eine Mappe.

Also, mein Lieber, Du darfst zu den vier Rängen kommen und ihnen das oben Verzeichnete mitbringen. Am Ende sperren wir dann gemeinsam doch die Thür, lassen die Narren und Wilden drauhen rasen und singen das Lied von der stillen heiligen Nacht — trotzalldem. —

Joc.

## Kleines Feuilleton.

er. Das Fest der Liebe. Weihnachten kommt. Von allen Seiten singt es und klingt es. Auf den Straßen Lärm und Leben. Kopf an Kopf schiebt sich die Menge zu den großen Magazinen. Ein Meer von Licht flutet aus hohen Fenstern hinaus in die Winternacht. Berghoch türmen sich die glänzenden Seidentoffe, das prahlende Geschmeide, die ledernen Delikatessen. Hell auf leuchten die silbernen Pöpel und Rüsfe, die gläsernen Körbchen, die Sterne und Sonnen, in schimmernden Wellen flutet über alles das glänzende, gleichende Engelshaar.

Die Kinder machen fröhliche Gesichter, die Großen sehen geheimnisvoll und geschäftig darein. Weihnachten steht wieder vor der Thür. Weihnachten, Weihnachten, das Fest der Liebe!

Die Liebe ist also doch nicht gestorben! Sie existiert doch noch in der Welt? Ja, sie existiert wirklich. Wenn auch sonst nichts von ihr zu merken ist, jetzt trifft man sie an allen Ecken und Enden. Sie sitzt am Tisch, wenn die Familie sich abends zu gemütlicher Plauderstunde zusammensindet, wenn das Wort Weihnachten wie ein unsichtbarer Stern über ihnen strahlt. Und wenn die Massen durch die großen Bazare fluten dann steht sie mitten unter ihnen. Ihr Auge strahlt und leuchtet. Was geschieht, geschieht in ihren Namen, denn bald feiert man ihr Fest, das Fest der Liebe.

Ihr habt noch nie etwas davon gemerkt? Aber ich bitte sehr, es steht doch in allen Zeitungen. Man kann es nicht nur einmal, man kann es in der Woche ein paar Duzend mal lesen, und die Zeitungen schreiben immer die Wahrheit.

Und überhaupt, es ist auch die Wahrheit. Man muß nur die Ohren zum Hören und Augen zum Sehen haben, dann hört und sieht man die Liebe überall. . . .

Ein behagliches Zimmer. Das Feuer prasselt im Kamin. Die Lampe brennt hell, weiße Vorhänge halten den Lärm der Straße ab. In dem reichgeschmückten Lutherstuhl am Schreibtisch sitzt der Hausherr und rechnet. Die junge Frau lauert in dem niedrigen Sessel neben ihm. Die junge Frau zählt an den Fingern: „Also die Puppe fünfzehn Mark, die Puppenkuche circa zwanzig. Und dann vergiß nicht den Puppenwagen; einen Puppenwagen hat sie sich so sehr gewünscht.“

„Ja natürlich, der Puppenwagen!“ Der Herr nickt. „Ja, dann haben wir wohl alles?“

„Ja — nur was sonst noch ein paar Kleinigkeiten sind —“

„Ja, was sonst noch ein paar Kleinigkeiten sind — da hast Du ja freie Hand. Hier sind hundert Mark, da, besorg's, es wird wohl reichen.“

„Ja, das reicht, aber warte mal. Was schenken wir Tante Malchen?“

„Ach ja, Tante Malchen!“ Sie sahen einander an. „Sie wünscht sich ja einen Korbsessel“, sagte der Herr. „Sie machte solche Andeutungen.“

„Na, das fehlt ja noch“ — die junge Frau richtet sich auf und streift die Handschuh über: „'n Korbsessel? Sehr bescheiden! Was kostet denn der? Fünfzehn Mark wenigstens.“

„Sie hat Dich so treu gepflegt, als Du krank lagst. Man müßte sich eigentlich revanchieren.“

„Als ob sie nicht dafür alle Sonntage Freitisch hat.“

Die junge Frau lacht auf. „Ich laufe ihr ein paar Pfund Reis und Kaffee, die kann ja das alte Wurm gebrauchen. Und wenn ich die Kisten mit rosa Bändchen umbinde und noch eine Leberwurst dazu lege, sieht es furchtbar nobel aus.“ Dann schlingt sie die Arme um des Manns Hals: „Und was bringt mir der Weihnachtsmann? Die Brillantbroche! Ach, Männchen, mach doch, Männchen! Siehst Du, es kommt ja Weihnachten!“ . . .

„Es ist ja bald Weihnachten, sagt die Verkäuferin und hält den Stoff noch einmal in eleganter Haltung in die Höhe, da kommt es doch auf die eine Mark mehr nicht an, und der Stoff ist gut, gnädige Frau — wirklich sehr gut.“

Aber die gnädige Frau läßt sich nicht beirren. „Ich werde erst noch etwas andres besorgen, Fräulein, ich muß sehen, ob ich genug Geld hier habe, ich komme dann noch einmal wieder.“ Im Fortgehen aber flüßt sie ihre Tochter an: „Wir gehen doch nach dem Ausverkauf, Du, — fällt mir ja gar nicht ein, für die Köchin solch teures Kleid zu kaufen; wenn die eins zu sechs Mark kriegt ist es gerade so gut. Wir haben noch genug andre Ausgaben zu Weihnachten“ . . .

„Es ist ja bald Weihnachten! Zum Donnerwetter, als ob man es nicht weiß ohne daß sie es einem immer wiederholen!“ Mit wütendem Ausdruck wirft der Bankier die Thür in das Schloß. Ein jorziger Wid fliegt dem alten Mann nach, der, die Sammelliste unter dem Arm, eben unten durch den Vorgarten geht.

Nimmt die verwünschte Bettelci kein Ende? Heute kommen sie für die armen Kinder und morgen für die Krankenhäuser, und nicht mal Rein sagen kann man ansandshalber. Es ist ja bald Weihnachten!“ . . .

„Und wenn ich Ihnen gesagt habe, es geht nicht, dann geht's auch nicht!“ Der Hauswirt klappt sein Contobuch zusammen. „Entweder oder — das merken Sie sich. Bis zum Ersten die rückständige Miete, oder sie müssen Jannar raus!“

„Aber lieber Herr!“ Die Stimme der Frau zittert vor Thränen.

„Aber liebe Frau — hat sich was mit lieber Herr! Ist ja sehr schlimm, daß Ihr Mann überfahren ist, ich kann doch aber nicht dafür, und überhaupt, Sie haben zwei Jungs, lassen Sie die doch derbe arbeiten, dann werden Sie ja 's Geld schon zusammenkriegen. Schiden Sie die Bengels auf die Straße handeln, denn werden sie schon verdienen, es kommt ja Weihnachten“ . . .

Es geht ein altes Märchen, das Märchen von der goldenen Stadt. Die goldne Stadt hat einst auf Erden gestanden, und die Liebe war drin die Herrscherin. Da gab es weder Arm noch Reich, weder Herr noch Knecht, da waren alle Menschen Brüder.

Aber Habgier und Eiz und Eizge schlichen sich ein in die goldne Stadt. Sie sähten sich ein in die Menschenherzen, und die Menschen stießen die Liebe vom Thron und zertümmerten die goldene Stadt und wollten sich in die Trümmer teilen. Sie gerieten aber in Streit dabei, sie streiten immer noch.

Und die Liebe irt verstoßen umher auf öder Heide und wagt sich nicht mehr heran an die Menschenherzen. Manchmal nur packt sie der Jammer und sie kommt und sucht die Herrschaft von neuem zu gewinnen und aus den Trümmern neu zu errichten: die goldene Stadt.

Das geschieht alle Jahre einmal in der Weihnachtsnacht.

So geht ein altes Märchen. —

— Die Bernsteingewinnung an der schleswig-holsteinischen Küste kann durchaus nicht mit den Erträgen an der preussischen Küste konkurrieren; daß aber der Bernstein als wichtiger Exportartikel in der Vorgeschichte Schleswig-Holsteins eine bedeutende Rolle gespielt hat, darüber besteht kein Zweifel mehr. Während gegenwärtig der Mergel des alten Diluviums, der entweder durch Tiefbauentzünftig aufgeschloßen oder für landwirtschaftliche Zwecke aufgeschloßt wird, die bedeutendste Lagerstätte bildet, kam ehemals nur der Bernstein in Betracht. Daß derselbe nicht unbedeutend gewesen sein kann, beweisen allein schon die Nachrichten über Bernsteinfunde im 18. und 19. Jahrhundert, welche Dr. Spieß, Custos am Museum für vaterländische Altertümer zu Kiel, im III. Bande des „Archivs für Anthropologie und Geologie Schleswig-Holsteins und der benachbarten Gebiete, 1900“, zusammengestellt hat. Zunächst haben wir die höchst merkwürdige Thatsache zu konstatieren, daß die schleswig-holsteinische Ostseeküste arm an Bernstein ist. Hier werden nur in der Ederförder Bucht nach starken Oststürmen von Knaben kleinere Bernsteinstücke erwerbemäßig gesammelt und mit 60 bis 70 Pfennig das Pfund bezahlt. Hin und wieder werden Stücke gefunden, die größer sind als eine Kinderfaust. Solche Fundstücke werden alsdann je nach Kleinheit und Regelmäßigkeit mit 2—4 M. bezahlt. Doch vermag das hier gefundene Material nicht den Bedarf einer in Vorby bei Ederförde bestehenden kleinen Bernsteindrehlerei zu decken. Recht bedeutende Erträge lieferte der Bernsteinfall an der Westküste. Einige Beispiele mögen als Beleg dienen: 1681 erließ der Amtmann Hans von Thiemern zu Londern an die Eingeseffenen auf Ehl den Befehl, daß ein jeder seinen gefundenen Bernstein gegen billige Bezahlung einliefern solle. — Auf der Hübant, einer Dünenkette vor Ederförde, machen die Bernsteinjuden („Hübäufer“), besonders nach längerem Nordwestwinde, reiche Funde. 1778 wurde ein Stück von 500 Gramm für 70 Thaler Hgb. verkauft. Ein andres im Gewicht von 3 Pfund 18 Lot (1780 Gramm) veräußerte ein armer Hübäufer für 100 Mark. Niemann schreibt 1799 in seinem „Handbuch der Landeskunde“: „Schwarze Stücke sind keine Handelsware, sondern arme Leute bedienen sich ihrer zum Anzünden anstatt der Dichte. Stücke, worin Insekten befindlich sind, kommen nicht selten vor, werden aber nicht als Fechtenheit, sondern gleich andren nach dem Gewicht verkauft.“ Noch heute macht ein Drehler in Heide seine Einfäufe in Ederförde. — In Hedwigenloog (Norderdithmarschen) wurden 1846 jährlich 50—100 Pfund gefunden. Vor 40—50 Jahren war der Bernstein in Wesselsburen so häufig,



daß Bernsteinöpfe auf Festkleidern nichts Ungewöhnliches waren; Knöpfe auf Handstöcken und andre Gegenstände, die sonst nach damaliger Sitte aus Gold und Silber gearbeitet wurden, waren aus Narem Bernstein verfertigt; der gemeine Bernstein wurde wenig geschätzt. Auf der Sandbank Blauort vor Büsum wurde in der Mitte dieses Jahrhunderts das Geschäft des Bernsteinsammelns zu Pferde von den „Bernsteinreitern“ betrieben, oft 30—40 an der Zahl. Der Bernsteinreiter suchte, zu Pferde sitzend, das Revier ab und nahm, wo er ein Stück entdeckte, dasselbe mit einem Spaten auf, ohne abzustiegen. Der Jahresertrag eines einzelnen Reiters betrug im Durchschnitt 480 M. Juden aus Friedrichstadt und Hamburg waren die Aufkäufer. Anfang der vierziger Jahre wurde allein im April für 4800 M. Bernstein gefunden. Der Hedwigenkog hatte den Bernsteinfall auf seinen Sanden verpachtet. Die Kiste von Süderdithmarschen nahe der Elbmündung ist arm an Bernstein; wahrscheinlich hängt das mit der größeren Landgewinnung zusammen. R. Meyer faßt sein Urteil über die Erziehbildung der schleswig-holsteinischen Westküste wie folgt zusammen: „Seit den ältesten Zeiten ist diese Küste als Bernsteinküste beröhmt und Taufende von Pfunden werden alljährlich eingehemmt, so daß seit den Zeiten der Römer ein halbes Duzend Millionen Pfunde mögen gesammelt sein.“ Die Konkurrenz der preussischen Bernsteingewinnung hat das erwerbsmäßige Bernsteinsammelns, das mit Mühen und Gefahren verbunden war, völlig unterdrückt. — („Promethens“.)

### Musik.

Wenn Solofänger oder Gesangschöre a capella, d. h. ohne Begleitung von Instrumenten singen, so bedarf es zur ersten Erfassung der richtigen Tonhöhe für gewöhnlich eines tönenden Körpers, durch welchen den Sängern ein bestimmter Ton angegeben wird. Meist wird dazu eine Stimmgabel (seit fast zwei Jahrhunderten im Gebrauch) oder ein Stimmpfeifen verwendet, durch die also je ein Ton zu Gehör kommt, oder eine Mundharmonika (Maultrommel), die auch einen ganzen Accord angeben kann. Solche Stimmwerkzeuge haben den Vortheil, daß sie leicht in der Tasche zu tragen und überall ohne weiteres zum Tönen zu bringen sind. Die Stimmgabel ist außerdem noch dadurch ausgezeichnet, daß sie einen fast ganz ungemischten Ton giebt, d. h. einen, der verhältnismäßig frei von Obertönen ist und nicht nur sehr hohe, also wenig störende Teiltöne mittönen läßt. Praktisch hat sie den Nachtheil, daß eventuell das Anschlagen der Gabel Umstände macht. Man bedient sich dazu am besten eines kleinen Klöppels mit weichem Kopf, abgesehen davon, daß man sie natürlich auch mit einem Geigenbogen streichen kann. Ist keins von beiden Hilfsmitteln da, so kann man die Gabel an einen harten Körper, nötigenfalls an einen Knochen des eignen Körpers, anschlagen oder sie mit den Fingern anschnellen, oder dergl. Die andren erwähnten Stimmwerkzeuge dürften gegenüber der Stimmgabel den Nachtheil haben, daß sie nicht wie diese fast unbemerkt ans Ohr zu halten sind. Im Konzertsaal u. dgl. kommt es natürlich auch vor, daß die Orgel oder ein Streichquartett oder ein Pianoforte zur Angabe eines Accords benützt wird. Der Umstand, daß physikalische Genauigkeit in solchen Fällen nicht nötig ist, kommt ihnen natürlich zu gute; Stimmgabeln u. dgl. sind allerdings exakt auf eine fein bestimmte Tonhöhe einzustellen, sind aber doch von Veränderungen durch Wärme u. dgl. nicht ganz unabhängig. Der Ton, den man für gewöhnlich als hauptsächlichsten Anhalt nimmt, von dem aus leicht die andren zu finden sind, ist das „Normal-A“, das A<sup>1</sup> (eingestrichene A), der Grundton der zweitobersten Violine, die ungefähre Mitte des Tonbereichs der weiblichen Stimmungen, erzeugt durch 435 Doppelschwingungen in der Sekunde („Kammerton“).

Um nun für die Fälle, in denen z. B. eine wandernde Sängerschär schnell und ohne viel Umstände eine Tonangabe bekommen soll, ein möglichst einfaches Werkzeug zur Verfügung zu stellen, hat Herr Hans Beringer einen „Stimmring“ konstruirt. Auf einen verhältnismäßig großen Fingerring von sehr harter Metallkomposition ist in der Richtung des Ringes eine feine Ulfeder befestigt, die auf 17 Millimeter weit lose ist und durch Anschellen mit dem Finger (mit dem Daumen beim Tragen auf einem mittleren Finger) zum Tönen gebracht werden kann. Sie ist auf A<sup>1</sup> gestimmt, kann aber durch eine über den Ring verschiebbare Hülse verkürzt und so auch auf einen höheren Ton gebracht werden, etwa gut eine Duodezime weit, bis B<sup>1</sup>. Für gewöhnlich deckt die Hülse die Feder ganz und schützt sie so vor Beschädigung. Gegenüber der Stimmgabel hat „Beringers Stimmring“ den Vortheil der bequemen Einfachheit, insbesondere der Entbehrlichkeit eines harten Körpers oder eines Klöppels oder dergl. zum Anschlagen; allerdings ist sein Ton sehr schwach und nicht so wie der einer Pfeife gleichzeitig mehreren Kundzueben, kann aber desto auffälliger von einem am Ohr beobachtet und geprüft werden.

Mancher wird sich darüber wundern, daß Sängern eines solchen Hilfsmittels überhaupt bedürfen und nicht von selber einen jeden, gar erst den Normalton, treffen. Indessen ist dieses Treffen nur wenigen Menschen eigen, und eine Mehrzahl von Sängern würde noch dazu verschiedene Nuancen des betreffenden Tons geben. Das „absolute Gehör“ ist Gabe Weniger und selbst durch Uebung nicht leicht herzustellen. Andererseits aber kann der ständige Gebrauch eines solchen Stimmwerkzeugs die allmähliche Ausbildung des absoluten Gehörs unterstützen. Man trägt den Ring bei sich, singt ab

und zu versuchsweise das A<sup>1</sup> und kontrollirt es durch den Ring, singt auch andre — zunächst benachbarte sowie verwandte — Töne und kontrollirt sie ebenso indirekt. „Beringers Stimmring“ ist vom Erfinder selbst (Berlin SW., Königgräberstr. 108) oder durch alle größeren Musikalienhandlungen zu beziehen; für billigeren Bezug mehrerer Stücke, also namentlich zu Gunsten von Sängervereinen, ist ebenfalls Sorge getragen. Der Meinertrag kommt dem Deutschen Lehrertierärztverein zu gute. Auf eine große Genauigkeit der Tonhöhe und Widerstandskraft gegen Wärmeschwankungen sowie gegen Abnutzung der Elasticität, welche Störungen die Tonhöhe verändern können, wird man allerdings nicht ohne weiteres rechnen dürfen.

Indes möchten wir Herrn Beringer noch zwei Fortbildungen seiner schönen Erfindung nahelegen. Erstens die Konstruktion einer Feder (nötigenfalls an einem größeren Ring), die durch Zusammenstellung von zwei auf Wärmewechsel verschieden reagierenden Metallen von diesem Wechsel minder abhängig ist, ähnlich manchen „Kompensationspendeln“ und „Kompensationsstreifen“ in Uhren und dergleichen. Zweitens die Herstellung verschiedener Ringe zum Angeben verschiedener Töne, also etwa von acht Ringen für eine Oktave. Die Erzeugbarkeit verschiedener Töne durch die Verschiebung jener Hülse macht die Verfügung über eine größere Strecke des Tonbereichs lange nicht so bequem, ganz abgesehen davon, daß die Last an der Feder, bis zu deren einzelnen Teilstrichen die Hülse vorgeschoben werden kann, ebenfalls als eine Vervollkommnung der Erfindung angesehen sein mag. Besondere Hoffnung aber möchten wir noch darauf setzen, daß eine Gruppe entsprechend abgestimmter Ringe Kindern als Spielzeug zur Gehörbildung gegeben werde. Bei dem Mangel an Höreulernen in unserer heutigen Musikpflege würde eine solche Kinderbeschäftigung, verbunden etwa mit einem Klaphorn, Stahlspiel oder dergleichen, eventuell auch mit Resonanzkästen, um so freudiger zu begrüßen sein, als ja die Töne von Beringers Stimmring wohl immer nur aus der Nähe zu hören sind. —

### Humoristisches.

— Moderner Heiratsantrag. „Biddy, ich verehere Sie, ich liebe Sie, ich bete Sie an, — machen Sie mich zum Glückseligsten der Erde — vereinigen wir unsre Ansichtsarten in einer Sammlung!“ —

— Im Horn. Chef: „Wie, Herr Meier, Sie als jüngster Kommiss lassen meine Tochter?! . . . Das erlaubt sich ja nicht einmal mein Buchhalter, der schon 25 Jahre bei mir im Geschäft ist!“ —

— Poesie und Prosa. Schauspieler (seine Rolle memorierend): „ . . . Heiße Magister, heiße Doktor —“  
Händler. „Heiße Birski!“ — („Flieg. Bl.“)

### Notizen.

— Einen sonderbaren Erfolg scheint die „Drosie“ am Wiener Burgtheater gehabt zu haben. Die „Voss. Rtg.“ läßt sich melden: „Schon nach dem ersten Stück tobte ein Weirallssturm; in dem zweiten war Kainz als Drosies Hureißend. Das dritte wirkte durch die wunderbare Inszenierung. Die Bearbeitung Schlenthers, die den Chor ganz in einzelne Rollen auflöst, bewährte sich durch das energische Herausbringen der dramatischen Wucht“ usw. — Das „N. Journal“ spricht von einer „begeisterten Aufnahme“, sowie von einer „vorzüglichen Darstellung“. — Das „Berl. Tagebl.“ erwähnt gleichfalls den Eindruck, den das Stück auf die Zuschauer machte, tadelt jedoch die starken Kürzungen wesentlicher Vorgänge in den „Eumeniden“. Die Vorstellung war, mit Ausnahme der Drosies von Kainz, in „unleidlich deklamatorischem Stil“ gehalten. — Nach dem „Lok. Anz.“ war es ein Durchfall erster Glise. Die „Drosie“ vermochte aus das Publikum des Burgtheaters keinen ergreifenden oder erschütternden Eindruck zu machen, ja nicht einmal wärmeres oder lebhafteres Interesse für das neuartige theatralische Experiment zu erwecken. „Kainz übertrieb als Drosies in Spiel und Sprache. Er war im zweiten Teile zuerst Hamlet, dann Franz Moor. Der letzte Teil wurde zum Melodrama mit der Ausstattung eines Zauberstücks.“ . . . Die Eumeniden sehen wie indianische Zauberpriester aus.“ . . . Die ganze Aufführung war eine theatralische Kuriosität.“ —

— Weirauchs Poesie „Die Maschinenbauer von Berlin“ geht am Mittwoch im Schiller-Theater zum erstenmal in Scene. —

— Alfred Capus hat ein neues Lustspiel „Die Börse oder das Leben“ geschrieben, das in Paris bereits mit starkem Erfolg aufgeführt worden ist. —

— „Tata-Photo“, die vom Neuen Theater her bekannte Operette von Vishand und Varré, wird noch in dieser Saison im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu neuem Leben erwachen. —

o. Das Louvre-Museum ist durch Schenkung in den Besitz zweier kleiner Gemälde von unschätzbarem Werte gelangt. Das erste ist ein Christuskopf, ein Werk des Antwerpener Malers Quentin Massys (1460—1530); das zweite eine Skizze der „Auferweckung des Lazarus“ von Rubens. —